



Newsletter vom 14. 4. 2019

Inhalt

Ein Ringen ums Wesentliche zeichnet sich ab	2
13.4.2019, Hanspeter Amstutz	2
Nicht Schulreform, sondern Totalumbau	3
13.4.2019, Marianne Wüthrich	3
Eklatanter Fehlschlag	4
Journal21, 2.4.2019, Carl Bossard	4
Was lernen unsere Kinder? Der grosse Schultest der Kantone hat Verspätung	6
CH Media/Schweiz am Wochenende, 7.4.2019, Kari Kälin	6
Bildschirmfrei ist das neue Bio	8
St. Galler Tagblatt 3.4.2019, Adrian Lobe	8
Das Internet raubt uns die Disziplin	9
Tagblatt St. Gallen, 4.4.2019, Interview: Niklaus Salzmann und Annika Bangerter	9
Die Flucht aus der Volksschule: Viele Eltern suchen für die Kinder nach Alternativen	12
az 9.4.2019, Caren Battaglia - wireltern.ch	12
«Mama ich lieb dich» – Schreiben nach Gehör wird abgeschafft	12
welt.de, 28.3.2019	12
Mathematik im Lehrplan 21 – Rechenschwäche als Ziel?	14
Basel-Express April 2019, Dr. phil. Judith Barben	14
Zweierlei Gerechtigkeit	15
NZZ 10.4.2019, Zuschriften	15
Überschätzte Intelligenz	15
Zur Sonntagszeitung vom 31.3.2019, Hans-Peter Köhli, Zürich	15
Steiniger Weg ins Gymnasium	15
NZZ 2.4.2019, Zuschriften	15
Bankrotterklärung der Volksschule	16
NZZaS 31.3.2019, Leserbrief	16
Einspruch! 2	17
Veranstaltungshinweise	18
4.5.2019: Time for Change? – Teil II: Im Hamsterrad	18
22.5.2019 Im Bann der Bildschirme – wenn Gamen und soziales Networking zur Sucht werden	18



Ein Ringen ums Wesentliche zeichnet sich ab

13.4.2019, Hanspeter Amstutz

Wenn schulische Grundanforderungen nicht erfüllt werden können, ist die Bildungspolitik gefordert.

In den vergangenen zwei Jahrzehnten ist eine grosse Zahl von Schulreformen umgesetzt worden. Selbstorganisiertes Lernen ersetzt teils den gemeinsamen Klassenunterricht, computerbasiertes Üben verspricht massgerechte Förderung und Entlastung der Lehrpersonen und das frühe Lernen von Fremdsprachen gilt als Markenzeichen für eine weltoffene Schule. **Festgehalten ist die ganze Entwicklung im neuen Lehrplan 21**, der mit seinen Kompetenzziele den Takt vorgibt.

Wir alle wissen, dass Programme allein noch keine gute Schule machen. Dies weiss auch die Schweizerische Konferenz der Kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK). Die grosse Frage lautet: **Welche nachhaltige Wirkung wurde mit den Reformen erzielt?** Gemeint sind dabei nicht all die vielen wünschbaren Kompetenzen im breiten Fächerangebot, sondern die Grundanforderungen in Deutsch und Mathematik. Die EDK hat deshalb in den Deutschschweizer Kantonen vor zwei Jahren vergleichende Tests durchgeführt, um festzustellen, welche Schüler die erwähnten Grundkompetenzen erreichen.

Obwohl die Testergebnisse seit Ende 2017 vorliegen, wartet die Öffentlichkeit noch immer darauf, informiert zu werden. Auf Drängen aufmerksamer Bildungspolitiker teilte die EDK mit, man sei daran, die Ergebnisse auszuwerten, sorgfältig zu analysieren und zu kommentieren. Am 24. Mai werde man einen ausführlichen Bericht über die Resultate des Quervergleichs vorlegen. Darüber haben wir letztes Mal bereits kurz berichtet, aber wie der Beitrag von Kari Kälin zeigt, wollen wir in dieser brisanten Angelegenheit weiter am Ball bleiben.

Die ganze Verschleierungstaktik der EDK macht misstrauisch. Sind die Resultate etwa völlig unbefriedigend oder die Leistungsunterschiede zwischen den Kantonen zu gross? Bereits bekannt ist, dass der Messwert für das Erfüllen der Grundanforderungen neu definiert werden soll. Eigentlich seltsam, wenn nach der Absolvierung des Testlaufs die Ziellinie verschoben wird. Eines ist klar: Wenn eine sehr grosse Zahl von Schülerinnen und Schüler die Grundanforderungen in Deutsch und Mathematik nicht erfüllt, ist das für eine moderne Volksschule unhaltbar. Das grosse Reformziel der Chancengerechtigkeit würde dadurch verfehlt.

Mit seinem spannenden Beitrag über den **Fehlschlag beim frühen Fremdsprachenlernen** kommt **Carl Bossard** auf den Kern der unerfreulichen Entwicklung zurück. Was der Autor festhält, müsste alle aufrütteln, welche an unsere Volksschule glauben. Er kommt zum Schluss, dass die Aufsplitterung der Bildungsziele und die Ablenkung der Lehrpersonen vom Grundauftrag des Unterrichtens durch zu viele Zusatzaufgaben zu den Qualitätseinbussen bei den Grundkompetenzen geführt hat.

Andere Bildungsfachleute wiederum sind überzeugt, dass mit **einer umfassenden Digitalisierung** der Weg für erfolgreiches Lernen geschaffen wird. So könnten die Grundkompetenzen in Deutsch und Mathematik durch individualisierte Lernprogramme weit besser vermittelt werden als im traditionellen Klassenunterricht. Dazu finden Sie mehrere Beiträge zur digitalen Zukunft unserer Volksschule, die sicher einige Diskussionen auslösen werden.

Die Palette der Beiträge ist diesmal etwas breiter als üblich. Die Texte zeigen, dass es nach wie vor viele Baustellen im Bildungsbereich gibt. Die Spannung aber liegt eindeutig bei der Frage, **wie die Bildungspolitik auf die offensichtlichen Defizite bei den Grundanforderungen in den Hauptfächern reagieren will.** Allein schon aus diesem



Grund lohnt es sich, einen Blick in unseren Newsletter zu werfen.

Für die Redaktion von «Starke Volksschule Zürich»

Hanspeter Amstutz

Nicht Schulreform, sondern Totalumbau

13.4.2019, Marianne Wüthrich

Unter diesem Titel lud der Verein «Starke Volksschule Zürich» am 12. April zu einem Vortragsabend mit Diskussion im Pfarreizentrum Liebfrauen in Zürich ein.

Im gut besetzten Saal legte Prof. Dr. phil. Mario Andreotti der gebannt lauschenden Zuhörerschaft eine breite Auslegeordnung der Irrwege vor, denen unsere Jugend in den heutigen Schulen ausgesetzt ist. Von den Anfängen zu Beginn der 90er Jahre, als unter dem Einfluss von Organisationen wie Economiesuisse und OECD die EDK zum Umbau der Schule als Produktionsstätte des Homo oeconomicus ansetzte, über die fatale Herabminderung der Lehrerpersönlichkeit zum Coach und Kreuzchensetzer auf endlosen Beobachtungsbögen bis zum alleingelassenen Kind, das sich «selbstorganisiert» mit seinem Tablet irgendwie beschäftigen soll. Besonderes Gewicht legte der Referent auf die unentbehrliche Lernbeziehung zwischen Lehrerin und Schülern, auf die sozial formende Lerngemeinschaft in der Schulklasse, denn Freude am Lernen entsteht nicht durch SOL, sondern in Beziehung. Digitale Medien können diese nie und nimmer ersetzen, sie dürfen nur als Hilfsmittel verwendet werden, und zwar erst ab der Oberstufe, so der Referent.

Weitere angesprochene Bereiche waren

- die irrige Vorstellung gewisser Wirtschaftskreise, mit Kompetenzen anstelle von Lerninhalten könnten die Leistungen der Kinder besser gemessen werden
- das Frühfremdsprachenmodell, das ausser Acht lässt, dass – abgesehen von Kindern, die von klein auf zweisprachig aufwachsen – zuerst die Grundlagen in der Muttersprache sitzen müssen
- die unsinnige Abschaffung sinnvoll eingesetzter Hausaufgaben, und anderes mehr.

Im Raum stehen blieb der schwerwiegende Vorwurf an die Reformer, den Schulen unerprobte Konzepte aufzuzwingen. – Prof. Dr. Stefan Wolter, Leiter der Forschungsstelle für Bildungsökonomie und Verfasser des «Bildungsberichts Schweiz 2018» auf die Frage nach der Wirkung der 20jährigen Reformen: «Wir wissen die Wirkung nicht»! Als ermutigender Schlusspunkt blieb aber auch das Auftauchen erster Korrekturen: Nidwalden schafft als erster Kanton das unselige «Schreiben nach Gehör» ab, untaugliche Sprachlehrmittel werden aus dem Verkehr gezogen, Eltern und Lehrer fordern wieder Kleinklassen, in denen Kinder mit verschiedensten Problemen nicht abgehängt, sondern gefördert werden, um dann als Vollteilnehmer in die Regelklassen zurückkehren zu können.

Nach dieser reichen Palette, die Professor Andreotti mit spürbarem Engagement herüberbrachte, entstand eine lebhaft Diskussions, mit berührenden Erlebnisberichten von Müttern (z. B. «nur *Ihr* Kind hat Probleme»), von Kindergärtnerinnen und Lehrern, die sich nach zermürbenden Jahren aus ihrem Beruf zurückziehen wollen, und einer Ärztin, die zuweilen vier oder fünf Kinder aus derselben Schulklasse in ihrer Praxis hat.

Was können wir tun? Unsere Kräfte zusammenlegen, miteinander überlegen, wo und wie wir gemeinsam Widerstand leisten können. Stellung nehmen, in Leserbriefen und Communiqués oder in der Politik. Und unsere Kräfte vervielfachen, indem wir Eltern, Lehrer, Politiker und andere Menschen in unserem Umkreis einladen und ihnen Informationsmaterial zukommen lassen – Flyer, Zeitungsartikel, den «Einspruch 2», den Newsletter des Vereins «Starke Volksschule Zürich». Diesen haben wir ins Leben gerufen, um zu informieren und dazu beizutragen, dass der Kreis von Menschen, die etwas gegen



die Schulmisere tun wollen, grösser wird und sich Gehör verschafft.

Eklatanter Fehlschlag

Journal21, 2.4.2019, Carl Bossard

Basler Romanistik-Professoren schlagen Alarm: Gymnasiasten kommen ohne genügende Grundlagen an die Universität. Doch die Bildungspolitik beschwichtigt.

Man weiss es schon lange; doch niemand will es wahrhaben: Viele Primarschülerinnen und -schüler sind mit zwei Fremdsprachen überfordert. Sie erreichen die Lehrplanziele nicht. Studien belegen es, doch die Behörden lassen sich von kritischen Fakten nicht stören; sie glauben an ihren Entscheid und unterdrücken die Ergebnisse. So schrieb die NZZ vor einiger Zeit: „Bildungspolitiker kämpfen mit allen möglichen Mitteln für das Frühfranzösisch. Wissenschaftler, die den Nutzen anzweifeln, werden unter Druck gesetzt und diskreditiert.“¹ Das erinnert an Christian Morgenstern und Palmströms messerscharfen Schluss, dass „nicht sein kann, was nicht sein darf“.

Sprachwissenschaftler sind besorgt

Doch die nackten Fakten wiegen schwer. Darum wandten sich Basler Uni-Professoren an die Erziehungsbehörden.² Sie wiesen auf den schlechten Wissens- und Könnensstand von Studienanfängern hin. Ihr Fazit: Ein Französisch-Studium an frankophonen Unis oder an der Uni Basel sei mit diesen Grundlagen schlicht nicht möglich. Und das nach elf Jahren Französischunterricht!

Wie denn auch, wenn in der Volksschule mit den Lehrmitteln von „Mille feuilles“ und „Clin d'œil“ kein aufbauender Alltagswortschatz und kein systematischer Aufbau von Strukturen erfolgten? Wenn kaum konjugiert wird. Dieses Fremdsprachenkonzept führe unweigerlich zu einer Französisch-Misere, klagen die Gymnasiallehrer. Wichtiger wäre, so der ehemalige Mittschullehrer und SP-Grossrat Daniel Goepfert, das Gewicht auf „sattelfestes Erlernen der deutschen Sprache zu legen“ und mit Französisch noch zuzuwarten.

Die heutige Primarschule ist multilingual

Wer in der wirtschaftlich globalisierten Welt modernitätsfähig sein will, braucht als zwingende Bedingung eine fremdsprachliche Qualifikation. In der Schweiz gehört dazu die Kenntnis einer zweiten Landessprache. Und da Englisch ohnehin zur Lingua franca geworden ist, müssen die Kinder mindestens doppelsprachig sein. Da sind sich fast alle einig.

Darüber hinaus aber zerbricht der Konsens. Wann soll mit dem Fremdsprachenlernen begonnen werden? Wie viele Sprachen sind schulisch schwächeren Primarschulkindern zumutbar? Und wie steht es um die Kenntnisse in der Hochsprache Deutsch? Für viele ist das ja auch eine Art Fremdsprache. Zudem weiss man, dass fast jeder fünfte Schüler unsere Schulen verlässt, ohne dass er richtig lesen und schreiben kann. Eine offene Wunde unserer Gesellschaft!

Argumentenwirrwarr im Fremdsprachenstreit

Frühfranzösisch lässt sich nicht isoliert betrachten. Zu viele Positionen stehen sich diametral gegenüber. Zwei Fremdsprachen bereits in der Primarschule, sagen die

¹] Anja Burri: Streit um Frühfranzösisch: Behörden unterdrücken kritische Forschung. In: NZZaS, 18.09.2016, p. 1, 20f.

² Franziska Laur: Universitäts-Professoren sind tief besorgt. In: Basler Zeitung, 26.03.2019, S. 17.



Kosmopoliten und Modernisierer, jene mit dem idealistisch hohen Bildungsanspruch für alle. Die pädagogische Erfahrung hält dagegen: Mit zwei Fremdsprachen sind viele Kinder – vor allem auch solche mit Migrationshintergrund – überfordert. So argumentieren viele Lehrerinnen und Lehrer; sie verweisen auf die Fächerfülle und die Heterogenität heutiger Klassen, auf das begrenzte Zeitbudget und die fehlenden Übungsphasen. Gleichzeitig beklagen sie den Sprachverlust in der Muttersprache.

Ohne zweite Landessprache bereits in der Primarschule gehe es nicht, sagen die offizielle Schulpolitik und der Lehrplan 21. Denn ohne Frühfranzösisch bröckle der eidgenössische Konsens und zerbreche die mehrsprachige Schweiz: Frühfranzösisch als kulturpolitisch-nationale Kohäsionsfrage. Doch nicht alle Kantone zogen mit.

Zweite Landessprache möglichst früh

Fremdsprachenunterricht in der Volksschule war lange Zeit eine Domäne der Sekundarstufe I (7. bis 9. Schuljahr). Die Primarschule beschränkte sich auf die Kernfächer Deutsch und Mathematik, Heimatkunde mit Geschichte und Geographie sowie die musisch-kreativen Fächer; dazu kamen Sport und Religionsunterricht.

Schweizer Schulkinder müssen möglichst früh eine andere Landessprache lernen. Diese Idee verfolgte die Schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren EDK mit ihrem Projekt „Reform und Vorverschiebung des Fremdsprachenunterrichts“. In den 1990er-Jahren wurde der Französischunterricht auf der Primarstufe in fast allen Kantonen Realität. Die Sprache sollte zum Kitt werden für den Zusammenhalt der föderalen Schweiz.

Ernst Buschors *Fait accompli*

Im Jahr 2000 überraschte der Zürcher Bildungsdirektor und Reformturbo Ernst Buschor mit seinem Brachial-Entscheid: English first. Frühenglisch vor Frühfranzösisch hiess seine Devise. Das „moderne Esperanto“ war gefragt, und es lerne sich erst noch leicht, so seine Argumentation. Die Bedürfnisse der Gesellschaft und der Wirtschaft hatten Vorrang; sprachpolitische Befindlichkeiten rückten in den Hintergrund.

Mehrere Kantone folgten Zürich; sie führten Englisch als erste Fremdsprache ein. Heute beginnen 14 Kantone mit Frühenglisch, die übrigen mit einer zweiten Landessprache. In 20 von 26 Kantonen wird die erste Fremdsprache spätestens ab dem dritten, die zweite ab dem fünften Schuljahr unterrichtet. Im Modell 3/5 liegt seit 2004 die Sprachstrategie der EDK begründet. Innerrhoden, Uri und der Aargau³ aber unterrichten in der Primarschule kein Französisch.

Allons-y oder let's go?

Wie hältst du's mit den Landessprachen? Fast eine Gretchenfrage. Sie erhitzt die Gemüter. Doch die Alternative Französisch oder Englisch ist so verquer wie die Frage, ob die Schule Lesen oder Rechnen lehren müsse. Beides ist wichtig – sowohl Englisch wie eine zweite Landessprache. Und was wichtig ist, muss richtig getan werden, also auch altersadäquat.

Hier beginnt der Streit. Über den richtigen Zeitpunkt und die Intensität scheiden sich die Geister – und über die Frage, ob eine zweite Fremdsprache für alle Kinder obligatorisch sein müsse. Lange Zeit galt der Grundsatz als unbestritten: je früher, desto besser. Davon war man an den Schweizer Primarschulen überzeugt. Das ist nicht prinzipiell falsch. Fraglos lernen Kinder vieles leichter und schneller als Adoleszente und Erwachsene. Das zeigt sich bei Jugendlichen, die zweisprachig aufwachsen. Sprach-Switchen scheint für sie kein Problem zu sein. Sie tauchen ja in die Sprache ein. Immersion heisst das magische

³ Der Kanton Aargau führt mit dem Schuljahr 2020/21 den Französischunterricht ab der 5. Klasse ein.



Wort. Das „Bain de français“ ist Alltag.

Ernüchternde Resultate

Wie ganz anders verhält sich die Situation im Klassenverband mit bloss zwei, vielleicht drei Einzellektionen pro Woche. Eine repräsentative Studie von 2016 in der Zentralschweiz schockierte. Nur jeder dreissigste Achtklässler spricht lehrplangerecht Französisch, nicht einmal jeder zehnte erreicht die Ziele im Hörverstehen. Etwas besser, aber immer noch unbefriedigend, sehen die Resultate beim Lesen und Schreiben aus. Untersucht wurden 3'700 Schüler der 6. und 8. Klasse.⁴

Nicht zufriedenstellend, wenn auch leicht günstiger, sehen die Ergebnisse im Kanton Zug aus. Hier haben die Schüler bis zum achten Unterrichtsjahr insgesamt zwei Wochenlektionen mehr Französisch als in Nachbarkantonen. Und doch erreicht eine deutliche Mehrheit der Zuger Schülerinnen und Schüler die Lehrplanziele nicht.

Von den Appenzellern lernen

Vielleicht machen es die Appenzell-Innerrhoder vor: Sie verlegten den Französischunterricht auf die Sekundarstufe – und unterrichten hier mit hoher Kadenz: fünf Lektionen im ersten Jahr und je vier in der zweiten und dritten Klasse. „Das Modell hat sich bewährt“, sagt der kantonale Bildungsdirektor und fügt bei: „Unsere Jugendlichen erreichen zweifellos die Sprachkompetenzen, wie sie das Sprachengesetz für das Ende der obligatorischen Schulzeit verlangt.“ Entscheidend ist das gemeinsame Ziel, nicht der einheitliche Weg. Mit diesem Modell bleibt in der Primarschule zudem mehr Zeit fürs Kernfach Muttersprache. Denn wer sich eine fremde Sprache wirklich aneignen und nicht nur ein wenig parlieren will, der sollte sie von ihrer Struktur her verstehen. Eine präzise Kenntnis der Muttersprache ist darum unabdingbar.

Anders gesagt: Wer gut Deutsch kann, wird leichter mehrsprachig. Vielleicht etwas gar einfach. Doch im Einfachen liegt ein Stücklein Wahrheit. Viele erfahrene Lehrpersonen wissen darum. Allerdings hörte die Bildungspolitik nicht auf sie. Vielleicht nimmt sie dafür die Basler Hochschullehrer ernst.

Was lernen unsere Kinder? Der grosse Schultest der Kantone hat Verspätung

CH Media/Schweiz am Wochenende, 7.4.2019, *Kari Kälin*

Erbaulich war das letzte Ergebnis der Pisa-Studie nicht. Rund 20 Prozent der Schüler verlassen die Schulstuben hierzulande als funktionale Analphabeten. Immer wieder berichten Lehrbetriebe über mangelnde Deutschkenntnisse. Ein Sprecher der Stadtpolizei St. Gallen sagte vor gut zwei Jahren gegenüber der «Ostschweiz am Sonntag», bis zu 50 Prozent der Bewerber würden den Eignungstest wegen zu schlechtem Deutsch nicht bestehen.

Wie gut die Kinder lesen, schreiben und rechnen lernen, will die Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK) dank einer eigenen Erhebung erfahren. Dafür lösten die Schüler im Jahr 2016 am Ende der obligatorischen Schulzeit Mathematikaufgaben. Ein Jahr später taten Sechstklässler dasselbe in der Muttersprache und der ersten Fremdsprache. An beiden Erhebungen nahmen je rund 23'000 Schüler aus allen Kantonen teil. Für das gesamte Projekt sind rund 6,75 Millionen Franken budgetiert. Der Hintergrund der

⁴ *Erich Aschwanden: Französisch-Lernziele bei weitem verfehlt. In: NZZ, 19.03.2016, S. 19.*



sogenannten «Überprüfung der Grundkompetenzen» ist der Bildungsartikel, den das Volk im Jahr 2006 annahm. Er verlangt eine Harmonisierung der Volksschule. Die EDK hat Grundkompetenzen definiert und überprüft jetzt, inwieweit sie erreicht werden.

Im Mai wird der Schleier gelüftet

Die Resultate der Erhebung wollte die EDK ursprünglich im Bildungsbericht 2018 bekannt geben. Stattdessen wartet die Öffentlichkeit immer noch auf die Ergebnisse, obwohl sie schon seit mehr als einem Jahr vorliegen. Die EDK-Plenarversammlung entschied dann aber, die Publikation zu verschieben, «damit bei der Erstpublikation eine differenzierte Interpretation unter erweitertem Einbezug von Kontextvariablen auf kantonaler Ebene möglich wird».

Zugleich setzte die EDK eine Task-Force unter der Leitung des St. Galler Bildungsdirektors Stefan Kölliker (SVP) ein. Sie erhielt unter anderem die Aufgabe, einen Vorschlag für den Publikationszeitpunkt zu unterbreiten. Unterdessen steht fest, dass die Ergebnisse am 24. Mai veröffentlicht werden. Einige Kantone äusserten Unmut über den schleppenden Prozess.

Bericht aus Luxemburg für 37'000 Franken

Gemäss Recherchen unserer Zeitung förderten die Tests kantonal unterschiedliche Resultate zu Tage. Bevor sie offiziell vorgestellt werden, mag sie die EDK nicht kommentieren. Generalsekretärin Susanne Hardmeier sagt aber, man werde sie sorgfältig interpretieren müssen. «Wir wollen nicht einfach ein Ranking nach Kantonen erstellen. Wir wollen die Ergebnisse gut einbetten können.» Sind die Unterschiede zwischen den Kantonen der Grund für die Verzögerung? Hardmeier antwortet: «Zu den Ergebnissen kann ich keine Stellung nehmen. Bei erstmalig durchgeführten Projekten dieser Grössenordnung kann selbstverständlich nicht ausgeschlossen werden, dass es zu Verspätungen kommt.»

Klar ist: Nachdem die Schüler die Tests absolviert hatten, kamen bei der EDK offenbar Zweifel auf, ob die von ihr gewählte Übungsanlage zur Messung der Grundkompetenzen taugt. Im Auftrag einer EDK-Kommission erstellte das Luxemburger Zentrum für Bildungstests für 37'000 Franken deshalb einen Bericht. Die ausländischen Experten bestätigten die Wissenschaftlichkeit der Arbeiten.

Schwellenwert aufgrund der Ergebnisse festgelegt

Auf Kritik stösst nicht nur die Verspätung, sondern auch folgende Tatsache: Die EDK hat zuerst geschaut, wie die Schüler beim Lösen der Aufgaben abschneiden. Erst danach hat sie die Schwellenwerte bestimmt, auf denen jeweils das Leistungsniveau erfüllt ist. Dieses Vorgehen erlaubt es, unbefriedigende Ergebnisse zu beschönigen, indem man die Anforderungen nach unten schraubt. Walter Herzog, emeritierter Professor für Pädagogische Psychologie an der Universität Bern, kritisiert dieses Vorgehen.

«Massstab zur Beurteilung, was unsere Schulen leisten sollen, muss sein, welche Bildung notwendig ist, um in unserer Gesellschaft zu reüssieren, und nicht, was die Schulen aktuell zustande bringen», sagt er. Wenn man die Grundkompetenzen überprüfen wolle, müsse man sich vor dem Test überlegen, über welche Fähigkeiten die Schüler mindestens verfügen sollten. EDK-Generalsekretärin Susanne Hardmeier kann die Kritik nicht nachvollziehen. «Die EDK hat im Jahr 2011 Grundkompetenzen für vier Fachbereiche festgelegt. Diese beschreiben sehr genau, welche Fähigkeiten die Schüler mindestens erwerben sollen.»

Die Schwellenwertsetzung sei eine zweite Qualitätsschleife. Lehrpersonen und Fachdidaktiker würden die Angemessenheit der Aufgaben beurteilen. Dabei gehe es nicht



darum, das Niveau zu verändern, «denn dieses ist ja eben genau durch die Grundkompetenzen definiert».

Bildschirmfrei ist das neue Bio

St. Galler Tagblatt 3.4.2019, *Adrian Lobe*

BILDUNG • Während hierzulande Schulen digitalisiert werden, geht der Trend im Silicon Valley in die analoge Richtung. Die gut verdienenden Programmierer schicken ihre Kinder in Schulen ohne Bildschirme.

Die Zeiten des Frontalunterrichts sollen bald der Vergangenheit angehören. Zumindest, wenn es nach dem Willen vieler Bildungsminister geht. In den Industrienationen werden Milliarden in die Digitalisierung von Bildung gesteckt. In den Niederlanden sorgten die «Steve-Jobs-Schulen» für Aufsehen, wo Schüler statt mit Büchern mit dem iPad lernen. Google hat in den USA in den vergangenen Jahren heimlich das Klassenzimmer erobert – mit Low-Cost-Laptops wie dem Chromebook, das auf Googles Betriebssystem läuft. Apple unterstützt weltweit 400 Bildungseinrichtungen, sogenannte «Apple Distinguished Schools», mit digitalen Lerntechnologien.

Doch ausgerechnet im Silicon Valley, wo die digitalen Lernwerkzeuge entwickelt werden und die Bildungsrevolution ausgerufen wird, findet nun ein Umdenken statt. Mitarbeiter grosser Tech-Konzerne wie Google, Apple und Yahoo schicken ihre Kinder vermehrt an Schulen, die auf eine technologiefreie Lernumgebung setzen. Waldorf-Schulen erleben im Silicon Valley gerade einen Boom. Die Canterbury Christian School in Los Altos kann sich vor Anmeldungen kaum retten – nicht wegen der Bibelverse, die dort jeden Morgen zitiert werden, sondern weil Laptops, Tablets und Smartphones aus dem Klassenzimmer verbannt werden. Die Programmierer und Unternehmer haben die Sorge, dass digitale Technologien die Konzentrationsfähigkeit und Entwicklung ihrer Kinder nachhaltig beeinträchtigen.

Der ehemalige Google-Ingenieur Tristan Harris warnt mit seiner Bewegung «Time Well Spent» vor den Suchtgefahren von Smartphone-Apps. Die Apps seien so designt, dass sie mit Belohnungsmechanismen an den Dopamin-Rezeptoren im Gehirn andocken und abhängig machen. Der Psychiater und Bildungsforscher Manfred Spitzer vertritt diese These schon seit Jahren.

Die neue Low-Tech-Bewegung im Silicon Valley kann sich auf durchaus prominente Vorreiter berufen. Microsoft-Gründer Bill Gates und Apple-Gründer Steve Jobs erzogen ihre Kinder technikfrei – zumindest, was die Nutzung von High-Tech-Geräten betraf. Die Töchter von Bill und Melinda Gates bekamen ihr erstes Handy erst im Alter von 14 Jahren. Steve Jobs verbot seinen Kindern sogar, das neue iPad zu nutzen. «Wir setzen eine Grenze, wie viel Technologie unsere Kinder zu Hause nutzen», sagte der 2011 verstorbene Apple-Gründer in einem seiner letzten Interviews der «New York Times». Für eine zeitliche Begrenzung mobiler Endgeräte sprechen triftige Gründe: das blaue Bildschirmlicht, das die Ausschüttung des Schlafhormons Melatonin hemmt. Schäden für die Augen. Ablenkungsgefahr. Konzentrationsdefizite. Doch wenn ein Konzern ein Produkt an Schulen als Lernwerkzeug vermarktet, dessen Nutzung der Unternehmensgründer seinen eigenen Kindern verbietet – ist das nicht unglaublich?

Was die digitalen Technologien mit den Köpfen der Kinder machen, wird erst erforscht. Was sie mit der Gesellschaft machen, zeichnet sich dagegen schon ab. Laut einer Studie von Common Sense Media verbringen Teenager aus einkommensschwachen Familien in



den USA durchschnittlich gut acht Stunden am Tag an Bildschirmen zur Unterhaltung, Jugendliche aus wohlhabenden Familien dagegen nur beinahe sechs Stunden. Das Mediennutzungsverhalten hängt also stark vom Einkommen der Eltern ab. Alternative (analoge) Beschäftigungen wie Klavierunterricht oder einen Sportverein muss man sich leisten können.

Reiche gehen in analoge Privatschulen

Der Politikwissenschaftler Andre Wilkens beschrieb schon 2015 im Buch «Analog ist das neue Bio» die Herausbildung einer neuen «Digitalen Schere» zwischen denen, die es sich leisten können, nicht immer digital zu sein und den anderen. Damit bekommt die Digitalisierung eine soziale Dimension – obwohl das Bildungsversprechen ja immer lautet, dass alle Menschen angeschlossen und ermächtigt werden. Die Zukunft könnte in den USA so aussehen, dass die Kinder der Google- und Facebook-Entwickler auf (analoge) Privatschulen gehen, während das digitale Prekariat Onlinekurse belegt. Es ist also nicht damit getan, jedem Schüler ein iPad an die Hand zu geben, um Ungleichheiten in der Gesellschaft zu beseitigen.

Die Steve-Jobs-Schulen in den Niederlanden, die mal als Vorbild für das digitale Klassenzimmer herangezogen wurden, gelten heute als gescheitert.

Das Internet raubt uns die Disziplin

Tagblatt St. Gallen, 4.4.2019, Interview: Niklaus Salzmann und Annika Bangerter

INTELLIGENZ • Jahrzehntelang haben die Leistungen in IQ-Tests zugenommen. Nun zeigt der Trend nach unten. Schuld könnte unser Umgang mit digitalen Medien sein. Mit deren Reizen seien wir überfordert, sagt der deutsche Hirnforscher Lutz Jäncke.

Es ist ein Knick, der Forscher konsterniert. Der Knick jener Kurve, die zuvor fast das ganze 20. Jahrhundert hindurch nur eine Richtung kannte: nach oben. Diese Linie bildet den durchschnittlichen Intelligenzquotienten der Menschen ab. In den Industrienationen wurde demnach im vergangenen Jahrhundert eine Generation nach der anderen etwas schlauer.

Dies hatte der Wissenschaftler James Flynn entdeckt, weshalb die Zunahme der Intelligenz nach ihm benannt ist: der Flynn-Effekt. 1987 präsentierte der Forscher diesen erstmals, nachdem er Hunderte von Studien zur Entwicklung der Intelligenz miteinander verglichen hatte. Doch die Euphorie hielt nur einige Jahre an. Es folgte der Knick – und damit die Trendwende. Seit den 1990er-Jahren sinkt der durchschnittliche Intelligenzquotient.

Das Gehirn wird langsamer

Vergangene Woche hat die deutsche Wochenzeitung «Die Zeit» dieses Phänomen analysiert und mögliche Erklärungen gefunden: etwa der Einfluss der Digitalisierung. Während in Tech-Labors die künstliche Intelligenz in Computern immer schneller wird, wird unser Gehirn langsamer. Dies, weil uns digitale Reize permanent ablenken und unsere Konzentration durchbrechen. Weitere Gründe für den sinkenden IQ werden ausserhalb des Gehirns vermutet. In der Schilddrüse. Diese braucht Jod, um Hormone produzieren zu können. Hat eine schwangere Frau zu wenig davon, kann ihr Kind unterentwickelt zur Welt kommen; sein Hirn reift nicht richtig. Ein Risiko, das sogar in Industrienationen besteht – Jodmangel kommt auch in Europa vor. Das Speisesalz ist hier zwar teilweise mit Jod versetzt, doch in der Lebensmittelindustrie wird nicht immer dieses verwendet.



Zudem deuten Studien darauf hin, dass hormonverändernde Substanzen, wie sie etwa in Pestiziden und Flammschutzmittel enthalten sein können, die Produktion der Schilddrüse verändern, schreibt «Die Zeit». Was passiert da also in unseren Köpfen? Und was können wir tun, um unsere Intelligenz wieder zu steigern? Wir haben beim Zürcher Neuropsychologen Lutz Jäncke nachgefragt.

Wie erklären Sie sich, dass die IQ-Werte im 20. Jahrhundert zuerst zu- und dann abnahmen?

Lutz Jäncke: Ich halte es für gefährlich, zu sagen, die Menschen werden insgesamt intelligenter oder dümmer. Die Veränderungen der IQ-Testwerte halte ich in diesem Zusammenhang für weniger relevant. Die Intelligenztests haben sich über diese Zeiträume auch stark verändert, sie sind nicht unmittelbar vergleichbar. Zudem hat sich die Bildung verbessert.

Die Menschen werden also nicht dümmer?

Das würde ich so nicht sagen. Zum Beispiel lässt sich der Intelligenzquotient nicht präzise messen. Die Abweichungen sind nur gering und sagen wenig über die praktische Bedeutung aus. Der Rückgang der IQ-Werte könnte also durch Messprobleme zu erklären sein. Zudem messen die Tests nicht unbedingt die genetisch bestimmte biologische Intelligenz. Wir haben Stärken und Schwächen, die unter manchen Konstellationen zum Vorschein kommen und manchmal auch wieder nicht.

Was halten Sie von der These, dass hormonaktive Stoffe oder ein Jodmangel die Hirnentwicklung der Menschen beeinträchtigen?

Das ist Spekulation. Einen direkten Zusammenhang zur Intelligenz halte ich für weit hergeholt.

Und wie steht es mit der rasant voranschreitenden Digitalisierung?

Ein grosses Problem des Internets ist die Flut von Reizen, die uns vom fokussierten Denken ablenkt. Wenn Sie die Fertigkeiten wie Konzentration oder Selbstdisziplin nicht trainieren, kann es durchaus sein, dass Sie weniger gut bei einem Intelligenztest abschneiden.

Haben wir stattdessen Fähigkeiten verbessert, die von Intelligenztests nicht erfasst werden – etwa das Multitasking?

Das ist ein interessanter Gedanke, aber ich bin da zurückhaltend. Wir wissen, dass Menschen, die oft multimedial unterwegs sind, nicht besser werden im Multitasking, sondern sogar schlechter. Wir haben dasselbe Gehirn wie schon der Homo sapiens vor 45000 Jahren. Multitasking beherrschen wir nicht gut und können es auch kaum lernen. Mit der heutigen Menge von Reizen sind wir überfordert.

Was braucht es denn für einen vernünftigen Umgang mit modernen Medien und Kommunikationsmitteln?

Wir müssen unseren Kindern beibringen, sich auf das Wesentliche zu konzentrieren.

Etwa Bücher lesen statt im Internet surfen?

Zum Beispiel. Aber man kann auch im Internet Bücher lesen. Entscheidend ist, fokussiert bei einer Tätigkeit zu bleiben und nicht ständig zwischen verschiedenen Tätigkeiten hin und her zu wechseln.

Lässt sich Intelligenz trainieren?

Es gibt Intelligenzforscher, die das abstreiten. Es gibt aber eine Reihe von Arbeiten, die zeigen, dass die Leistungen in Intelligenztests zunehmen, wenn man komplizierte Aufgaben übt. Für die Zukunft interessanter wäre es, wenn man die Effektivität des Gehirns mit biologischen und neurowissenschaftlichen Methoden untersuchen würde. Wenn man die jeweiligen neuronalen Grundlagen der Intelligenz eindeutig identifiziert hat, kann man diese dann auch beeinflussen. Gegebenenfalls könnte man die Netzwerke durch Training, Pharmaka oder magnetische Stimulationen verbessern. Da wird es in



Zukunft wahrscheinlich sehr interessante Anwendungen geben.

Wie stark ist Intelligenz vererbt?

Intelligenzforscher sagen, die Intelligenz sei zirka zu 70 Prozent vererbt und zu 30 Prozent von der Umwelt bestimmt. Ich halte den Zusammenhang für sehr viel komplexer. Die Entwicklung des Gehirns hängt davon ab, wie viel Stimuli Sie erleben in der Kindheit, wie Sie ernährt werden und dergleichen. Kurz gesagt: Je weniger anregend die Umwelt ist, desto weniger entfaltet sich unser Gehirn. Sehen, hören, riechen, das ist sehr wichtig.

Ist ein Tablet in den Händen eines Kleinkindes auch eine Anregung?

Es ist eine Anregung, wenn das Gerät richtig eingesetzt wird. Die digitale Welt ist nicht das Problem, sondern der Umgang damit. Sie müssen vermeiden, dass die Kinder durch die vielen Reize auf dem Tablet abgelenkt werden. Sie sollten sich auch auf dem Tablet auf einige wenige Aufgaben konzentrieren. Von klein auf muss man lernen, an einer Sache dranzubleiben. Das Problem ist, dass gerade junge Leute gleichzeitig auf Whatsapp chatten, Youtube schauen und Musik hören. Die Aufmerksamkeitsspanne nimmt ab.

Und was empfehlen Sie, um das Gehirn im Alter fit zu halten?

Bleiben Sie geistig, körperlich und sozial bis ins hohe Alter aktiv. Und behalten Sie Ihren Blutdruck und Blutzuckerspiegel im Griff. Alles andere ist mehr oder weniger sekundär.

Ist die Nutzung sozialer Medien eine soziale Aktivität?

Es kommt darauf an, wie sie genutzt werden. Ich meine mit sozialer Aktivität eigentlich Leute treffen und mit ihnen diskutieren – nicht ein Selfie auf Instagram zu stellen. Unser Gehirn ist für den echten, direkten Austausch konstruiert. Aber wenn Sie körperlich eingeschränkt sind, kann Chatten sehr sinnvoll sein – Sie müssen jedoch vernünftig und angeregt diskutieren. Wie heute Instagram vorrangig genutzt wird, halte ich für wenig förderlich.

Wer viel Zeit vor dem Bildschirm verbringt, bewegt sich weniger. Wie wirkt sich das auf die Hirnentwicklung aus?

Körperliche Aktivität kann sich sehr günstig auf die Hirnentwicklung auswirken. Wer Sport ausübt, muss planen, organisieren und den inneren Schweinehund überwinden. Das erfordert eine Aktivität des Stirnhirns, und davon profitieren auch weitere kognitive Fähigkeiten.

Drückt sich umgekehrt der Bewegungsmangel vieler Menschen in Defiziten in der Hirnentwicklung aus?

Das ist denkbar. Aber man kann sich auch wenig bewegen und sehr intelligente Sachen machen: Romane schreiben oder Differenzialgleichungen lösen. Wenn sie dagegen nur Pizza essen und Warcraft (ein Videospiel; Anmerkung der Redaktion) spielen, ist das die schlechtere Variante.

Gewisse Fähigkeiten wie die Gedächtnisleistung haben an Bedeutung verloren, weil wir fast alles im Internet nachschauen können. Bleibt damit mehr Hirnkapazität für anderes übrig?

Das kann man so sehen. Es ist noch nicht genau überprüft, aber es ist eine der Thesen. Ich frag mich nur: Für was wird die freie Kapazität eingesetzt?

Beispielsweise um eine Sprache zu lernen?

Ja – wenn man denn dafür die Selbstdisziplin hätte. Das Problem ist, dass diese abnimmt.

Zur Person

Der Hirnforscher Lutz Jäncke ist Professor für Neuropsychologie an der Universität Zürich. Zu den Forschungsschwerpunkten des gebürtigen Wuppertalers gehört die Plastizität des menschlichen Gehirns. Der 61-Jährige ist verheiratet und hat zwei erwachsene Söhne.



Die Flucht aus der Volksschule: Viele Eltern suchen für die Kinder nach Alternativen

az 9.4.2019, Caren Battaglia - wireltern.ch

Lernen? Gerne. Aber muss der Schulstress sein? Das fragen sich viele Eltern – und schicken ihren Nachwuchs an Privatschulen. Die Zahl hat in den letzten Jahren deutlich zugenommen.

Blöd. Reich. Oder beides. Das sind die drei grob geschreinernten Schubladen, in die Schüler von Privatschulen gern gesteckt werden. Doch es sieht so aus, als wären die Schubladen bald ein Fall für den Sperrmüll: Alternative Schulen sind gefragt wie nie. Im Vergleich zum Jahr 2011 hat, laut Bundesamt für Statistik, die Zahl der Privatschüler auf Primarstufenniveau um 30 Prozent zugenommen. Pädagogische Projekte spriessen aus dem Boden wie Primeln im Frühjahr. Allein im Kanton Zürich besuchen derzeit 1047 Kinder eine alternative Schule. Über die Gründe und die Rolle der Expats kann man mutmassen. Sicher aber ist, dass eine neue Gruppe von Eltern sich für eine Schule in privater Trägerschaft entscheidet: Mittelschichteltern mit Bauchschmerzen.

Denn was diesen jungen Müttern und Vätern im Magen liegt, ist weniger die Angst, ihr Kind könnte die Schule nicht schaffen, als vielmehr die Angst, die Schule könnte ihr Kind schaffen. Liest man nicht täglich von Kindern mit Burnout? Von Klassen ausser Rand und Band, in denen Ellenbögen-Lernen dringlicher ist als das Einmaleins? Muss das schon in der Primarschule sein, dieses Benoten, Bewerten und Rundschleifen, bis das Kind hineinpasst in diese Schablone, die Erfolg verspricht? Und – Hilfe! – was ist, wenn das eigene Kind sich dabei verhakt? Gilt dann: Was nicht passt, wird passend gemacht?

Sandra Holthaus (Name geändert) jedenfalls hat sich vor ihrem perfekt eingefügten Kind erschreckt. Ihre Tochter Mia geht seit einem Jahr in die öffentliche Schule. Die Achtjährige ist gut. Sie ist fleissig. Sie ist gewissenhaft. Kein Problem. «Doch beim ersten Elternbesuchstag hats mich richtig <tschudderet>. Mein lustiges Mädchen sass da wie ferngesteuert. Mit teilnahmslosem Blick. Und hat einfach nur getan, was sie sollte.» Gruselig, findet die Praxisassistentin Sandra Holthaus und hat Mia für das nächste Schuljahr an der Wetzikoner «Schule für Kinder» angemeldet. Ein privates Schulprojekt im Aufbau, für das Schulleiterin Andrea Büsser derzeit nach passenden Räumlichkeiten sucht und Lernen in Freiheit verspricht. [Mehr...](#)

«Mama ich lieb dich» – Schreiben nach Gehör wird abgeschafft

welt.de, 28.3.2019

In den ersten beiden Klassen werden Schreibfehler in NRW nicht korrigiert. „Schreiben nach Gehör“ stieß auf Kritik – und soll nun wieder abgeschafft werden. Grundschüler sollen einen Pflichtwortschatz mit rund 750 Wörtern lernen.

„Somer“, „Hunt“ und „Fata“ – viele Grundschüler in Nordrhein-Westfalen durften ihre ersten Schreibversuche nach Gefühl zu Papier bringen. Die fehlerhafte Rechtschreibung der Erst- und Zweitklässler wurde nicht korrigiert. Doch damit soll jetzt wieder weitgehend Schluss sein. Die schwarz-gelbe Landesregierung leitet die Abkehr vom umstrittenen Prinzip „Schreiben nach Gehör“ ein.

Künftig sollen Grundschüler einen Pflichtwortschatz von 533 Wörtern mit allen



Besonderheiten der deutschen Rechtschreibung beherrschen. Das sieht eine neue Handreichung für Lehrer und Lehrerinnen ab dem Schuljahr 2019/20 vor. Erstmals werde damit ein verbindlicher Grundwortschatz an den NRW-Grundschulen eingeführt, teilte Schulministerin Yvonne Gebauer (FDP) am Dienstag in Düsseldorf mit.

„Die Regeln der deutschen Rechtschreibung können und müssen von der ersten Klasse an gelernt werden“, erklärte sie. Schulstudien hätten deutlich gemacht, „dass zu viele Schülerinnen und Schüler die Rechtschreibung nicht gut genug beherrschen“. Alle Schulen müssten dem Thema mehr Aufmerksamkeit schenken. Künftig sollten Lehrer wieder verstärkt kontrollieren, dass Schüler von Anfang an richtig schreiben, hieß es im Schulministerium. Die Methode „Schreiben nach Gehör“ werde „auf die Anfangsprozesse des Schreibenlernens begrenzt“.

Neuer Pflichtwortschatz besteht aus Nachdenk- und Merkwörtern

Der neue Pflichtwortschatz besteht aus zwei Teilen: 533 sogenannte Nachdenk- und Merkwörter, die wichtige Rechtschreibphänomene der deutschen Sprache widerspiegeln. Dazu gehören etwa Wörter wie „Hund“, deren Schreibweise man aus der Mehrzahl („Hunde“) herleiten kann. Oder Wörter wie „viel“, bei denen man die Schreibweise lernen muss.

Wörter mit „ie“ wie „Dienstag“ oder „fliegen“ gehören ebenso zum Pflichtwortschatz wie „kämpfen“ mit „pf“ oder „nehmen“ mit „h“. Häufig falsch geschrieben werden in der Grundschule auch Wörter wie „bisschen“, „paar“, „meistens“ oder „nämlich“. Sie gehören künftig zu den Merkwörtern. Dazu kommt ein rund 200 Wörter umfassender individueller Wortschatz, der für das einzelne Kind wichtig ist, zum Beispiel „Fußball“ oder „Karneval“.

Bisher durften Grundschüler in den ersten beiden Klassen nach Gehör schreiben, ab der dritten Klasse sollte die Rechtschreibung sitzen. Eltern sollten die Kinder anfangs möglichst nicht korrigieren, um sie nicht zu demotivieren.

Nun heißt es in der neuen Handreichung: Richtig schreiben zu lernen sei „kein naturwüchsiger Prozess, der quasi von alleine geschieht“. Damit alle Kinder richtig schreiben lernen, sei ein systematischer und anregender Rechtschreibunterricht in der Grundschule notwendig, der Sicherheit beim Schreiben vermittelt. „Abschreiben ist für die grundlegende Entwicklung von Rechtschreibkompetenz und als Arbeitstechnik für das Üben grundlegend – auch schon in Klasse 1.“

Erarbeitet wurde die Handreichung von den Professorinnen Petra Hüttis-Graff und Ulrike Lüdtke von den Universitäten Hamburg und Hannover gemeinsam mit einem Team von Wissenschaftlern.



Mathematik im Lehrplan 21 – Rechenschwäche als Ziel?

Basel-Express April 2019, Dr. phil. Judith Barben

Für Unternehmen wird es immer schwieriger, geeignete Lehrlinge zu finden. Mehr und mehr Lehrstellenbewerber weisen alarmierende Stofflücken in der Mathematik auf.⁵

Viele heutige Jugendliche sind nach neun Schuljahren nicht mehr in der Lage, einfachste Rechnungen ohne Taschenrechner zu lösen. Das kleine Einmaleins beherrschen sie nicht mehr; mit Textaufgaben, Sortenumwandlungen, Bruchrechnen, Dreisätzen und Prozentrechnen sind sie überfordert. Markus Möhl, Lehrlingsausbildner und Präsident der Berufsschule Lenzburg, fasst zusammen:

«Wir haben heute häufiger Lehrlinge im Betrieb, die nach der Sekundarschule die Grundrechenoperationen nicht können, die nicht wissen, was eine Summe ist und die für den Zahlenbereich über Zehn den Taschenrechner brauchen.»⁶

Schüler können nicht mehr rechnen

Besonders für das Erlernen technischer Berufe sind mathematische Grundlagen unerlässlich. Da sie vielen heutigen Schulabgängern fehlen, herrscht in diesen Branchen ein prekärer Mangel an geeigneten Lehrlingen. Besorgt stellt Ivo Zimmermann, Verbandsprecher der Schweizer Maschinen-, Elektro- und Metallindustrie (Swissmem), fest: «Viele Bewerber bringen nicht [mehr] die schulischen Voraussetzungen mit, um eine anspruchsvolle, vierjährige Industrielehre [...] zu absolvieren.»⁷

Auch Gymnasien klagen über ungenügende Voraussetzungen ihrer Schüler – gerade in Mathematik – und müssen ihre Zutrittskriterien zunehmend nach unten anpassen. Einige Gymnasien bieten zukünftigen Schülern Lernmodule an, um den fehlenden Basisstoff nachzuholen – und dies nach bestandener Aufnahmeprüfung!⁸

Wie kam es soweit?

Tatsache ist: Noch vor wenigen Jahren gehörten Schweizer Schüler in Mathematik weltweit zu den Besten. In einer internationalen Vergleichsstudie der Universität Princeton (USA), die 1992 die Leistungen dreizehnjähriger Schüler aus zwanzig Ländern in Mathematik und Naturwissenschaften verglich, erreichten die Schweizer Spitzenplätze. Einzig die Teilnehmer aus den asiatischen Ländern waren teilweise noch besser, doch nur die Spitzenschüler. Bei den Schweizer Schülern hingegen fiel auf, dass die Unterschiede zwischen den guten und den schwächeren vergleichsweise gering waren. Daraus zogen die US-Forscher den Schluss, dass in der Schweiz alle Schüler ausgewogen gefördert werden.⁹

[Mehr...](#)

⁵ Zur besseren Lesbarkeit wird bei Personenbezeichnungen in der Regel die männliche Form verwendet.

⁶ Wir brauchen Jugendliche, die schreiben und rechnen können. Aargauer Zeitung, 15.01.2015

⁷ Firmen-Ausbildner klagen: Schüler zu dumm für die Lehre. Blick, 8.2.2015

⁸ Algebra-Training. Theorie & Aufgaben (4 Module). VSGYM Volksschule – Gymnasium. Kantonsschule Zürich Nord, Fachschaft Mathematik. Zürich. Mai 2015

⁹ Schweizer Schüler gehören weltweit zu den Besten. Tages-Anzeiger, 07.02.1992



Zweierlei Gerechtigkeit

NZZ 10.4.2019, Zuschriften

Es erstaunt schon, dass selbst der schweizerische Wissenschaftsrat aus dem arg strapazierten Begriff der Chancengleichheit die Forderung ableitet, man müsste die Kinder möglichst früh schon darauf vorbereiten, dass sie bei Schuleintritt alle die gleichen Startchancen hätten. Mit Recht stellt sich Walter Herzog die Frage, ob Gleichheit überhaupt ein relevantes Kriterium für Gerechtigkeit sei (NZZ 29. 3. 19). Es gibt sehr wohl das Gerechtigkeitsprinzip «jedem das Gleiche». Die Kinder achten sehr darauf, ob zum Beispiel eine Torte in gleich grosse Stücke geteilt wird. Sie haben ein feines Gespür, ob ein Lehrer allen Schülern gleich viel Aufmerksamkeit schenkt und niemanden bevorzugt. Wird dieses Prinzip aber derart umgesetzt, dass möglichst früh auf Förderung und Beschulung gesetzt wird, was dann bald einmal einer Abrichtung entspricht, dann ist dieses Prinzip verfehlt. Gerechtigkeit auf höherer Stufe – und das müssen Kinder und zuweilen auch noch Erwachsene erst lernen – bedeutet nämlich: jedem das Seine. Weil die individuellen Unterschiede hinsichtlich Begabung, Entwicklungsstand und milieubedingter Voraussetzungen bei Kindern gross sind, ist es gerechter, wenn nicht alle über den gleichen Kamm geschert werden, sondern auf ihre besondere Situation eingegangen wird. Wohin das Prinzip «jedem das Gleiche» führt und schon geführt hat, können wir unschwer erkennen, seit Kinder allzu früh eingeschult werden oder massiv überforderte Schüler zu spät oder überhaupt nicht einen ihren Voraussetzungen gemässen, differenzierten Unterricht erhalten.

Peter Schmid, Frauenfeld

Überschätzte Intelligenz

Zur Sonntagszeitung vom 31.3.2019, *Hans-Peter Köhli, Zürich*

Interessant, was Frau Stern über die Intelligenz der Kinder aussagt. Auch sie stellt einen Drang ans Gymi fest und zwar auch von Schülerinnen und Schüler, die gar nicht hingehörten. Dieses Streben nach dem Gymnasium hat natürlich seine Gründe, doch einer der wichtigsten bleibt im Interview unerwähnt. Viele Eltern sind mit der heutigen Volksschul-Oberstufe nicht einverstanden. Das an gewissen Orten praktizierte Mischen der verschiedenen Schultypen behagt aufmerksamen Leuten gar nicht, denn wo im gleichen Schulzimmer Kinder des ganzen Leistungsspektrums zusammen sind, werden meistens die Spitzenschüler durch verschiedene Umstände gebremst. Am besten aufgehoben sind solche Kinder in reinen Sek-A-Klassen, und wenn dort zudem noch gute Lehrpersonen wirken, dann dürften kritische Eltern von Primarschülern weit weniger aufs Langzeitgymnasium drängen. In verschiedenen Schulgemeinden hat man das längst eingesehen und es wird darauf bestanden, die A-, B- und allenfalls auch C-Klassen getrennt zu führen.

Steiniger Weg ins Gymnasium

NZZ 2.4.2019, Zuschriften

Danke für die zwei Leserbriefe von Martin Trueb und Dirk Lehmann in der NZZ vom 22. März als Reaktion auf den Artikel vom 12. März («Das Nadelöhr vor dem Gymnasium»).



Mit welcher Arroganz wurde darin über die Eltern hergezogen, die ihre Kinder gern im Gymnasium sähen. Mit welcher Verachtung und welchem heimlichem Vergnügen werden junge Menschen bei den Aufnahmeprüfungen ans Gymnasium ausgesiebt. Und haben sie es dennoch geschafft, werden sie in der Probezeit täglich mit Prüfungen schikaniert, um die Auslese weiter zu reduzieren. Was hernach mit den jungen Menschen passiert, die es nicht in die Auswahl schaffen, interessiert niemanden. Ich konnte mir für meine Tochter keine Nachhilfestunden leisten, aber hätte ich diese bezahlen können, hätte ich meine Tochter vermutlich in solche geschickt, allerdings hätte sie sich wohl dagegen gesträubt. Sie hat trotzdem Gymnasium und Studium geschafft, weil es für sie der richtige Weg war, obwohl sie nicht aus akademischem Elternhaus stammt. Ob meine Enkelkinder diese Chancen auch noch haben werden? Ich darf gar nicht daran denken! Wir sind stolz auf unser vernünftiges duales Bildungssystem, aber wenn Matura und Studium der richtige Weg sind, darf man ihn jungen Menschen nicht durch eine elitäre Auslese verbauen und später klagen, dass man zu wenige Fachkräfte und Hochschulabsolventen habe, die sich die Wirtschaft und Verwaltung dann noch so gerne und ziemlich verantwortungslos aus dem Ausland beschaffen.

Ruth Obrist, Zürich

Bankrotterklärung der Volksschule

NZZaS 31.3.2019, Leserbriefe

«In der Gymi-Frage zeigt man sich als Vater nicht immer von der besten Seite» NZZ am Sonntag vom 24. März

Alain Zucker beschreibt viele Facetten des Gymi-Hypes in Zürich präzise, und doch kaschiert er mit seiner These, wonach hinter diesem Hype die Angst vor dem Abstieg stehe, die eigentlichen Gründe. Nur andeutungsweise nennt er diese: Die Sek in seinem Quartier habe seit der Integration der Realschule «keinen guten Ruf» und internationale Unternehmen und deren Manager würden den Wert des Sek-Abschlusses und der Lehre nicht kennen. Diese Umstände sind inzwischen Realität. Durch ständig neue Reformen und unausgelegene Ideen wie Inklusion, selbstorganisiertes Lernen oder Binnendifferenzierung wurde die Volks- und Sekundarschule in den letzten Jahren geschwächt. Das Ergebnis ist, dass ohne tüchtige Mithilfe der Eltern in der Funktion als Lehrer und ohne privat geführte Kurse die Aufnahme an ein Zürcher Gymnasium kaum möglich ist. Das kommt einer Bankrotterklärung der Volksschule gleich. Der Drang, den Übertritt ans Gymi zu schaffen, steigt deswegen insgesamt. Daran ändern auch die Elfenbeinturm-Gesänge des Bildungsforschers Moser nichts, wonach «verschiedene Wege zu einem akademischen Abschluss» führten.

Andreas Zumbach, Zürich

Als Vater, der auch schon zum zweiten Mal Ähnliches erleben durfte, hat mir die Lektüre des Artikels von Alain Zucker zum Thema Gymiprüfung gutgetan. Die diesjährigen Prüfungen sind vorbei. Ein erster Meinungs austausch mit anderen Eltern zeigt, welche groteske Züge die Prüfung bekommen hat. Wegen der wachsenden Anzahl Schüler, die bei gleichbleibender Gymi-Quote den Versuch wagten, fiel dieses Jahr der Entscheid in manchen Fällen aufgrund der zweiten Kommastelle (eine 4,475 ist eben nicht gleich einer 4,500). Man kann sich nur fragen, wie objektiv ein Unterschied von 0,025 Punkten ist. Es ist zu befürchten, dass der Entscheid bald aufgrund der sechsten oder siebten Kommastelle gefällt werden muss, wenn sich das System nicht ändert. Zürich hat vor 500 Jahren zur Reformation beigetragen: Es wäre Zeit, dass auch die Zulassungsmodalitäten



für das Gymi reformiert würden. Oder, wie Alain Zucker schreibt, warum nicht die Prüfung ganz abschaffen?

Pierluigi Calanca, Zürich

Amüsant, Alain Zuckers Schilderung! Mathematik- und Grammatikstoff musste offenbar zu Hause vermittelt werden, weil das in der Primarschule nicht geschehen war. Lehrplan 21 lässt grüssen. Fachleute befürchteten schon lange, dass dieser Lehrplan eine Niveau-senkung bringt. Und weil die Gymnasien – mit Recht – offenbar keine Abstriche an den Anforderungen vornehmen wollen, sind jetzt halt die Väter gefordert. Beileibe nicht nur aus dem Wohnquartier der Familie Zucker hört man, dass sich dort, wo an der Oberstufe die Schultypen gemischt werden, für die besseren Schüler negative Folgen einstellen. Die Leistungen einer reinen Sek-A-Klasse werden nicht mehr erreicht. Das hat sich mittlerweile herumgesprochen, und so agieren besorgte Eltern begreiflicherweise mit allen Mitteln Richtung Gymi.

Hans-Peter Köhli, Zürich

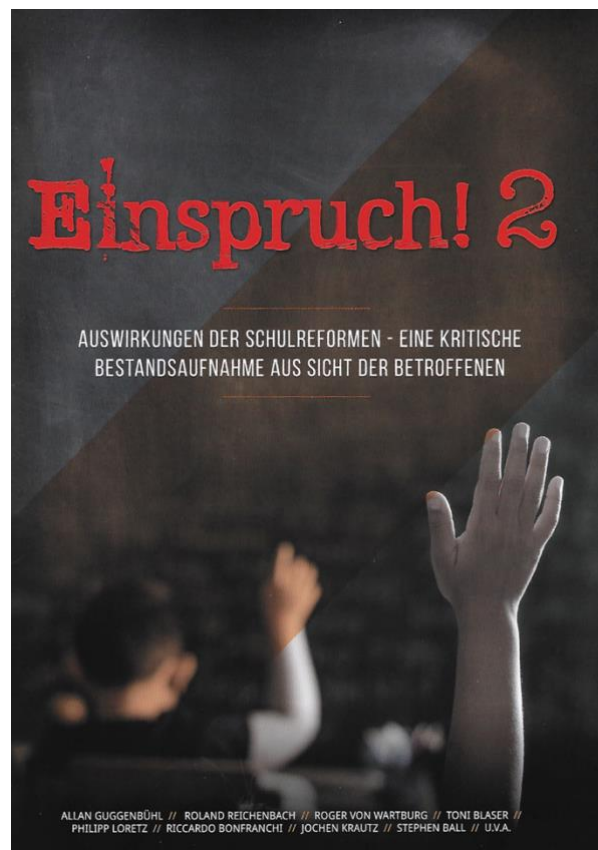
Es ist wohl natürlich, dass man sich als Eltern über die Art der Schule für die Kinder Gedanken macht. Aber zu eigentlichen Sorgen sollte es dabei nicht kommen. Unser Schulsystem in der Schweiz ist glücklicherweise recht durchlässig, so dass eine irrtümliche Wahl der Schule verhältnismässig schadlos berichtigt werden kann. Letztlich zählt doch der innere Wunsch des Absolventen.

Silvio Bianchi, Basel

Einspruch! 2

Die Broschüre **Einspruch! 2** (64 S.) kann bestellt werden unter: arkadi@bluemail.ch.

- pro Broschüre 7 Fr. + Versandkosten,
- ab 10 Exemplaren je 5 Fr. + Versandkosten





Veranstaltungshinweise

4.5.2019: Time for Change? – Teil II: Im Hamsterrad

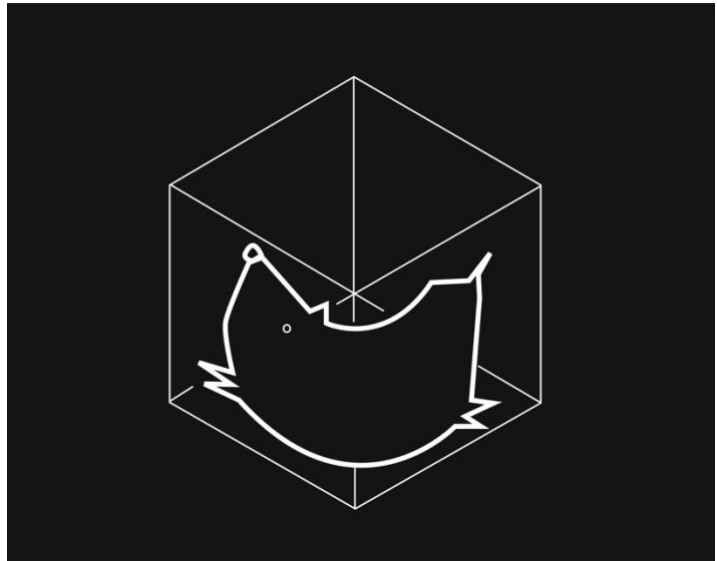
Um die Schulen scheint es bestens zu stehen: Bildung ist in aller Munde, Zertifikate und Siegel schmücken schillernde Schulhomepages, bunte Tage der offenen Tür präsentieren vielfältige Angebote und Profile. Schülerinnen und Schüler werden individuell gefördert und auf dem Papier auch immer besser. Lehrerinnen und Lehrer arbeiten in multiprofessionellen Teams, hospitieren kollegial, evaluieren ihre Arbeit und gestalten in Steuergruppen und Schulentwicklungsteams eine lernende und gesunde Schule der Vielfalt und der Zukunft usw.

Zugleich aber klagen Lehrerinnen und Lehrern über Dauerüberlastung, Zeitdruck, immer mehr unterrichtsferne Bürokratie durch Dokumentationspflichten und Koordinierungsaufgaben sowie die wachsenden pädagogischen Herausforderungen. All dies führe zur zunehmenden Marginalisierung des Kerngeschäfts von Unterricht und Erziehung.

In dieser Not seufzen Viele, «It's time for change!» So öffnet Überlastung den Weg für die innovativen Verheißungen

der «sanften» Steuerungstechniken, die die Anpassung an von außen gesetzte Regulative durchsetzen und die pädagogische Freiheit unterminieren.

Die Tagung beleuchtet in Vertiefung ihres ersten Teils, wie die manipulative Steuerung von Schule durch Change-Management mit den konkreten Erfahrungen des Schulalltags zusammenhängt. Die Beiträge zu ausgewählten Phänomenen verknüpfen wissenschaftliche Analysen mit Ausblicken aus der Praxis. Die Tagung soll Lehrerinnen und Lehrer ermutigen, ihre pädagogische Freiheit und Verantwortung wahrzunehmen – gegen versteckten Anpassungsdruck und für die der Schule anvertraute junge Generation und den Erhalt von Freiheit, Demokratie und Kultur. [Mehr...](#)



Time for Change? – Teil II: Im Hamsterrad

Schule zwischen Überlastung und Anpassungsdruck

Tagung, Samstag, 04. Mai 2019

Bergische Universität Wuppertal,
Fakultät für Design und Kunst,
Lehr- und Forschungsgebiet Kunstpädagogik

in Kooperation mit:
Gesellschaft für Bildung und Wissen e.V.
Universität Bonn, Arbeitsbereich Bildungswissenschaften
Cusanus Hochschule, Bernkastel-Kues
Universität zu Köln, Department Erziehungs- und Sozialwissenschaften



BERGISCHE
UNIVERSITÄT
WUPPERTAL

22.5.2019 Im Bann der Bildschirme – wenn Gamen und soziales Networking zur Sucht werden

Vortragsreihe Pädiatrie, Schule & Gesellschaft

Referentin: Prof. Dr. phil. Paula Bleckmann (Alanus Hochschule Bonn) [mehr...](#)